Gibt es ein Leben nach dem Theater?

SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek über die Botho-Strauß-Uraufführung „Besucher" in München



„Besucher"-Protagonist Bennent: Der Theaterheld als Clown

Zwei Schauspieler, der eine vom Alter und Ruhm gezeichnet, der andere vom Ehrgeiz und Alkohol zerfressen, proben zusammen ein Stück auf dem Theater – das hätte, wie das Leben so spielt, ein glänzendes Boulevardstück über Mimen-Eitelkeit und Bühnenalltag werden können.

Tatsächlich begann die Uraufführung der neuen Komödie von Botho Strauß (sie führt den angestrengt mehrdeutigen Titel „Besucher" und zielt damit in das vage Allgemeine, das der Dichter so schätzt) an den Münchner Kammerspielen wie fulminanter Boulevard. Die beiden Darsteller, der illustre Sprechkünstler Karl Joseph (Heinz Bennent) und der DDR-Flüchtling Steinberg (Axel Milberg), der jung und linkisch sein großes Gegenüber anhimmelt und anpöbelt, proben ein Stück, das ihre Situation vergrößernd spiegelt.

Denn auch im Stück ist der Alte prominent, ja als Biologe dem Nobelpreis nahe, und der linkische Junge, der sich bald aggressiv, bald liebedienerisch gibt, eine früh gestrandete Existenz. Egoisten (wie könnte es im Theater und Leben anders sein) sind sie beide, eitel sind sie beide; eigentlich schauen sie, wenn sie andere anschauen, nur in den Spiegel, und wenn sie Texte sprechen, nur auf den eigenen Nabel, dazu sind sie ja schließlich zur Bühne gegangen.

So kommt es, daß sie in Sekundenschnelle einen Krieg bis aufs Messer führen: biologisch der Junge gegen den Alten, hierarchisch der Arrivierte gegen den Hungrigen, sexuell der Schwule gegen den Frauenliebling und theatralisch die Haupt- gegen die Nebenrolle.

Dabei gurren sie hilfreich kollegial, schmieren sich Honig um die Backe, erteilen sich Abfuhren, stellen sich ein Bein – denn es geht ja schließlich um Kunst, um hohe Kunst, um Theaterkunst. Der eine vertritt noch dazu unbeugsam mit Stand- und Spielbein den Staatstheaterrealismus (wenn man was zu verbergen hat, tritt man immer von links auf), weiß zu jeder Situation unerbittlich eine Anekdote von Gründgens oder dem „Nachkriegs-Hilpert" in Göttingen. Der andere aber fuchtelt mit den Gedanken wild herum, will die Revolution auf der Bühne, egal welche, und möchte sich ausdrücken, erbarmungslos, wie einen Pickel.



„Besucher"-Autor Strauß
Dichter contra Dramatiker

Auf der Bühne ist das (inszeniert von Kammerspiel-Intendant Dieter Dorn) ein höchst amüsantes Schlachtfest, bei dem das Theater mit dem eigenen Entsetzen scherzt, seine Illusionen lächerlich macht, sein Pathos dem Spott preisgibt und seine Geheimnisse hämisch verrät.

In das Duell der beiden Protagonisten gerät noch ein schwacher Regisseur, dessen Kraft sich erst dann entfaltet, wenn sich seine Akteure auf der Probe schwachgepeinigt haben. Und es gibt Frauen. Eine rothaarig, zart und reich (Sibylle Canonica), barmt daheim um die versoffene junge Künstlerseele. Die andere (Cornelia Froboess), reifer an Erfahrungen, lebt auf dem Lande nur noch für ihre Tiere und hat ab und zu die Gnade, zum Theater für eine Rolle zurückzukehren, sich dabei moralisch und umweltbewußt aufzuplustern und junge Kollegen zu vernaschen.

Ein wie aus dem subventionierten Leben gegriffener Plot also, eine Geschichte, wie sie unser Theateralltag fortgesetzt schreibt: Das Theater, eine Probe aufs Leben. Das Leben, eine verpatzte Vorstellung.

Irgendwie wollte Botho Strauß dieses Stück mitsamt seinen komischen Einbrüchen und tragischen Ausbrüchen so nicht weiterschreiben. Kommt man mit so was in die Ewigkeit? Und für wie lange? Also holte er sich einen ganzen Eimer klebrigen Tiefsinn und goß ihn über die schlanke, geistreiche Konstruktion. Und das Stück waberte nach allen Seiten fort. Wo eben noch Theater war, drohte Kunst.

Da wurden Jahrmarktsbuden aufgebaut, damit man erfuhr, das Leben sei ein einziger Jahrmarkt. Da gab es eine existentialistische Bar, deren Animierdame aus unverkennbar symbolischen Gründen blind ist. Dem Trunkenen erschien der Geist von Hamlets Vater in weiblicher Gestalt, Hamlet-Anspielungen sind immer vom Feinsten. Pirandello souffliert aus dem Jenseits, um die Theaterillusion illusionsreich zu zerbrechen, und

eine verstorbene (dabei zerstückelte?) Geliebte bestand nur noch aus Auge und Arm, konnte aber leider dennoch sprechen, und wie!

Alles hatte sicher schrecklich viel zu bedeuten, wahrscheinlich sogar noch mehr, als man ahnen will. So habe ich gelernt, daß, wer aus der DDR kommt, sich schwertut, unsere Konsum- und Werbewelt zu verdauen. Und damit ich es lernte, öffnete sich ein Plakat und fing an zu sprechen. Von den Einsichten, daß wir auf der Erde nur ein Gastspiel geben, das Leben eine Bühne und die Liebe bitter ist, ganz zu schweigen.

Der Dichter Strauß, der dem Dramatiker Strauß schwer unrecht tut, muß übersehen haben, daß das Stück da, wo es scheinbar leicht, modisch und heutig ist, die besten Einsichten verkündet – und die auch noch theatralisch.

Gewiß, es gab den hinreißenden Einfall, daß der Mime auf der Bühne erzählte, wie einmal im deutschen Nachkriegs-Elend Schauspieler dem fasziniert auf die Bühne starrenden Publikum die Mäntel samt und sonders aus der Garderobe geklaut hätten, indem einer von der Bühne herab einen langen expressionistischen Monolog gesprochen habe, während sich die anderen schon längst mit der erbeuteten Garderobe aus dem Staub gemacht hätten.

Kaum hatte er es erzählt, sah man auf der Kammerspiel-Bühne die getreulich nachgebildete Garderobe der Kammerspiele, an der ein ängstlicher Besucher mitten während der Vorstellung kontrolliert, ob sein Mantel noch da ist.

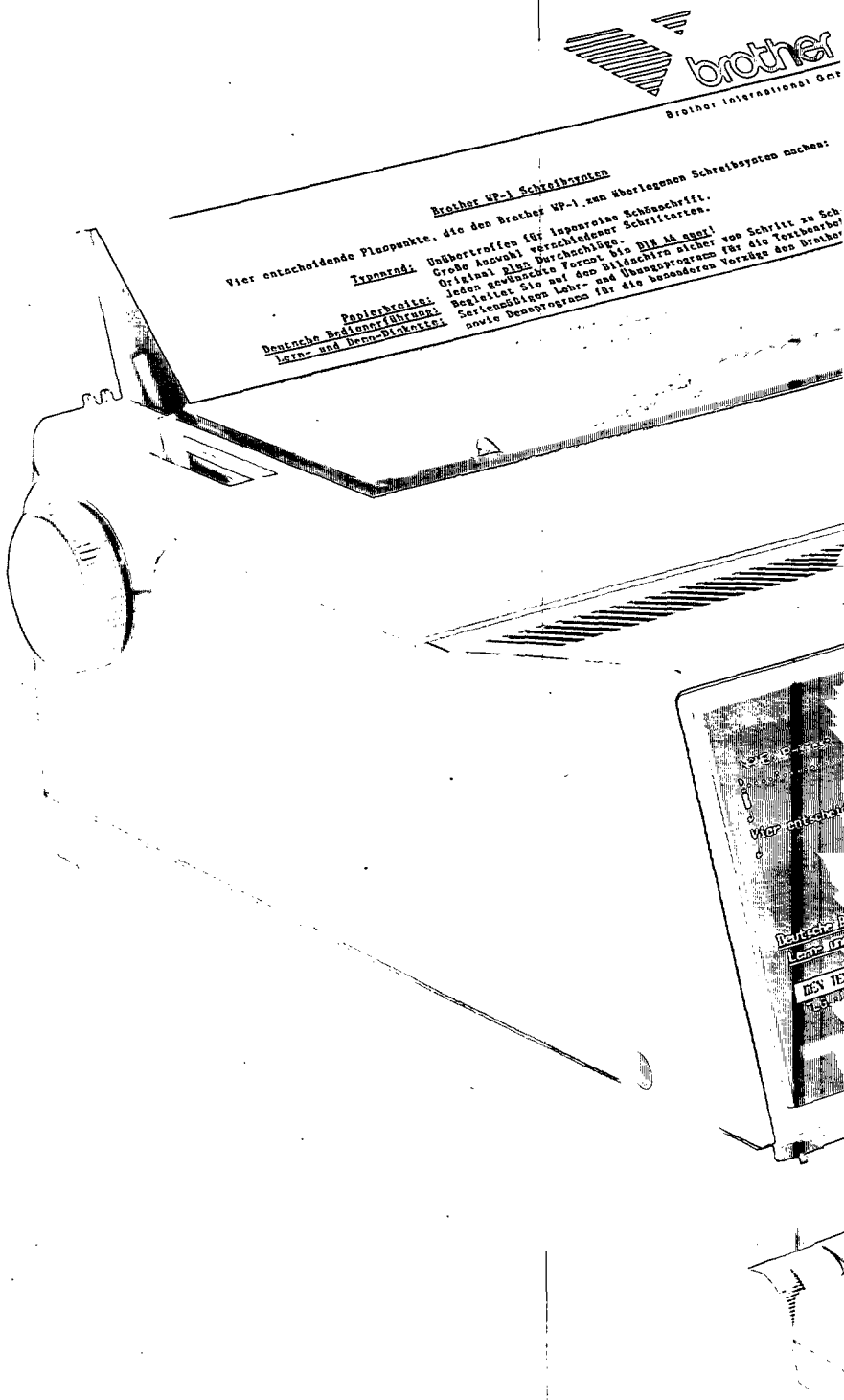
Doch selbst diesen hinreißenden Theater-Coup zerdehnt Strauß zu einer süßlichen Giraudoux-Romanze: Die Garderobiere will auf den Besucher warten, sie liebt ihn. Vergeblich.

Doch während man am Stück herummäkelt und herumbeckmessert, gerät man in Gefahr, das Wichtigste zu verschweigen: daß es nämlich in München eine glänzende Vorlage für einen Schauspieler war. Für Heinz Bennent, der den unverwüstlichen und vom Leben verwüsteten Knattermimen so spielte, daß das allein den Abend lohnte.

Er parodierte Kollegen von Quadflieg bis Kortner mit so viel Bosheit und Ehrfurcht, mit so viel Witz, Verve und Tükke, daß Chargieren und Schmieren zur höchsten Kunst wurde. Der Held als Clown. Selten hat jemand so sparsam übertrieben und zugleich so schamlos untertrieben. Gesten eilten ihren Worten davon, machten sich selbständig. Ob er sein Herz mit Händen in der Hose zu suchen schien, ob ihm die Gedanken mit den Fingern davonflatterten: Bennent hatte all die stilvollen Stilbrüche, die das Stück gerade da tiefsinnig machen, wo es sich nicht tiefsinnig abstrampelt.

Bennent belehrte Strauß, was für ein Theaterautor er ist. Jedenfalls schreibt er Dialoge und Situationen, die komisch sind, ohne seicht zu sein. ◆

Ihre neue Schreib



ORGATECHNIK KÖLN '88
INTERNATIONALE BÜROMESSE
20. bis 25. Oktober
Halle 11, Gang B, Stand 60